... et nos mutamur in illis

Wenn die Analyse stimmt – was dann?

Die Ergebnisse der Studie zu religiösen und kirchlichen Orientierungen in den Sinus-Milieus in Deutschland sind überraschend. Überraschend realistisch. So wichtig Diskussionen um die Methodik und so klar die Grenzen von Zielgruppenanalysen sind: Die Untersuchung dokumentiert eindrucksvoll die Einstellungen, die Menschen in unserem Land zu Glaube, Kirche und der Bibel haben. Und sie öffnet vor allem den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Pastoral, Caritas und Schule die Augen für die Lebenswelten, die sich hinter diesen Einstellungen verbergen. **Bernhard Spielberg**

Durch die Brille der Milieutheorie wird klarer sichtbar, um was es wirklich geht, wenn beim Kommunion-Elternabend um das Einheitsgewand gerungen wird, wenn beim Firmwochenende die Hauptschüler das Schreibgespräch boykottieren, wenn bei der Erziehungsberatung immer die anderen schuld sind und beim Brautgespräch gewünscht wird, der Vater möge seine Tochter an den Altar geleiten. Die Studie ist keine Lösung, aber sie ermöglicht es, Menschen besser zu verstehen. Deshalb sollten wir mit ihr arbeiten.

Besonders prekär ist, dass sich Menschen von der Kirche abwenden, gerade weil sie auf der Suche nach erfüllter Spiritualität sind.

EIN SPANNENDES ERGEBNIS

Die Studie zu religiösen und kirchlichen Orientierungen in den Sinus-Milieus macht eine Spannung deutlich: Einerseits ist die katholische Kirche nahezu allen Menschen in Deutschland ein Begriff, ihre Angebote sind gut bekannt. In allen Milieus – mit Ausnahme der „DDR-Nostalgischen" (Sinus AB2) – findet sich sogar eine signifikante Anzahl von Menschen, die katholisch getauft sind. Feiern zu Lebenswenden wie Taufe, Erstkommunion, Firmung, Hochzeit oder Bestattung werden milieuübergreifend angenommen. Andererseits haben die Frohe Botschaft der Kirche und ihre Sozialformen nur noch für einen Bruchteil der Menschen eine Relevanz für das persönliche Leben. Selbst in den traditionellen Milieus lässt sich ein Distanzierungstrend erkennen. In den Milieus der

Bernhard Spielberg

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Pastoraltheologie in Würzburg. Derzeit Dissertation zum Thema „Kann Kirche noch Gemeinde sein?" sowie Tätigkeit in der Priester- und Predigtausbildung.

Unterschicht wie auch in den jüngeren Milieus der C-Orientierung ist die Beziehung zur Kirche im besten Fall von Gleichgültigkeit geprägt, bei vielen ist sie zerbrochen. Ähnlich distanziert zeigt sich auch ein großer Teil der Angehörigen der so genannten Leitmilieus „Etablierte“ (Sinus B1), „Postmaterielle“ (Sinus B12) und „Moderne Performer“ (Sinus C1). Generell spielt Religion kaum noch eine Rolle bei der Lebensgestaltung – und wenn doch, dann ist es nur noch selten die christliche oder gar kirchliche. Besonders prekär ist dabei, dass sich auch Menschen von der Kirche abwenden, gerade *weil* sie auf der Suche nach erfüllter Spiritualität sind – und dass Menschen den Glauben an Gott verlieren, *weil* sie in Not geraten.

Nebenbei bemerkt: Man mag über die Generalisierbarkeit der ein oder anderen Aussage zur religiösen Orientierung oder kirchlichen Praxis unterschiedlicher Auffassung sein. Bei aller Hochschätzung des Methodendiskurses kann allerdings jeder eine stichprobenartige Überprüfung der Ergebnisse im eigenen Familien-, Freundes- oder Bekanntenkreis vornehmen. Man frage einfach beim nächsten Grillabend in die Runde, wer eine Bibel besitzt – und wofür sie gebraucht wird.

WAS NUN?

Es mag angesichts der Dramatik der Ergebnisse fast zynisch klingen, aber die Kirche in Deutschland kann froh sein, dass sie die Studie – wie auch andere religionssoziologische Untersuchungen – hat. Schließlich ist es alles andere als einfach für eine Institution mit über 25 Millionen Mitgliedern, einem riesigen professionellen Netzwerk und verhältnismäßig weitreichenden politischen Einflussmöglichkeiten, in Erfahrung zu bringen, wie in und hinter diesen Kulissen gelebt und geglaubt wird. Der weltweit nahezu beispiellose kulturelle, personelle und finanzielle Reichtum der Kirche in Deutschland birgt eben auch die Gefahr der Selbsttäuschung. Man kann noch lange so tun, als ob in den vergangenen Jahrzehnten nichts gewesen wäre. Um dieser Versuchung zur Kontinuitätsfiktion (R. Bucher) nicht zu erliegen, sind Enttäuschungen – im Sinne des Wortes – wichtig. Sie sind für Individuen wie Institutionen nicht selten schmerzhaft – und doch unerlässlich für eine realistische Selbstwahrnehmung. Zur Selbstvergewisserung der Kirche nach innen (Wie sehen wir uns? – Lumen gentium) und nach außen (Wie sehen wir die Welt? – Gaudium et spes) muss immer wieder auch eine „Fremdvergewisserung“ von außen (Wie sieht uns die Welt?) treten. Erst diese drei gemeinsam bilden die Grundlage einer zeit- und evangeliumsgemäßen Praxis. Anders gesagt: Eine Kirche, die sich mit Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen dieser Zeit identifizieren will, kann diesem Anspruch nur gerecht werden, wenn eben diese Menschen ihr das auch zutrauen.

Die Kirche kann ihrem Auftrag nur gerecht werden, wenn die Menschen ihr das auch zutrauen.

Was kann die Kirche nun mit dieser Milieustudie anfangen? Es wäre unklug, die Ergebnisse zu ignorieren, sie also zu verschweigen oder

durch Methodendiskussionen – so wichtig sie sind – zu übertönen. Das wäre nicht nur dem Aufwand gegenüber unangemessen, sondern würde auch all denen nicht gerecht, die gegenwärtig die Relevanz der Erkenntnisse für die eigene Praxis entdecken. Ebenso unklug wie die Ignoranz der Resultate wäre ihre Verabsolutierung. Die Zielgruppen-Perspektive, die den Sinus-Milieus zugrunde liegt, öffnet die Augen für Phänomene der Gegenwart und ermöglicht einen bislang eher ungewohnten Blick auf Gesellschaft und Kirche. Für eine Beantwortung der Frage nach konkreten Schritten reicht diese Perspektive allerdings nicht aus. Einige Korrekturen an Formen und Strukturen der Kommunikation im Sinne der von Sinus Sociovision milieuspezifisch formulierten Do's und Don'ts sind zur kurzfristigen Attraktivitätssteigerung des Angebots sicher nützlich. Mit einer Strategie zur Verbesserung der Außenwirkung allein wird es aber nicht getan sein. Zu fundamental sind die aufgeworfenen Anfragen. Es geht nicht nur um die Art und Weise kirchlichen Handelns. Es geht um die Art und Weise des Kircheseins überhaupt. Daher braucht es zwei Schritte:

ERSTER SCHRITT: DIE FRAGE NACH DER IDENTITÄT

Vor einer milieuorientierten Differenzierung braucht es Grundlegendes: Die vertiefte Auseinandersetzung mit Fragen nach der Identität der Kirche in einer säkularen, europäischen Gesellschaft in der ausgehenden konstantinischen Ära: Wer ist die Kirche in Deutschland? Wo und wofür stehen wir? Was haben wir wem auszurichten? Das sind keine Fragen nach dem, was man sich angesichts knapper Kassen noch leisten kann. Es sind keine Fragen, auf die es bereits fertige Antworten gäbe und die einer allein beantworten könnte – oder müsste. Das macht es ja so interessant. Es sind Fragen, die erst in der Konfrontation von Evangelium und Tradition mit der Vielfalt des menschlichen Lebens beantwortet werden können. Im Licht der Gegenwart können wir neue Zugänge zu unseren eigenen Quellen entdecken. Was Bischof Klaus Hemmerle schon vor Jahren mit Blick auf die Jugend formulierte, gilt analog für alle Lebensalter und Milieus: Es geht nicht darum, sie zur Kirche – mit ihren fixierten Kommunikations- und Sozialformen – zu führen. Es geht darum, uns von diesen Menschen zu Christus führen zu lassen. Die bekannte Bitte Hemmerles wäre in diesem Sinn an Menschen in allen Milieus zu richten: „Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir auszurichten habe." In dieser Perspektive werden wir das kreative Potenzial des Evangeliums heute entdecken.

DAS MODELL „PROPOSER LA FOI"

Modellhaft für eine solche Auseinandersetzung mit der Frage nach der Identität der Kirche angesichts radikal veränderter gesellschaftlicher Bedingungen ist der Dialog, den die Katholiken Frankreichs in den neunziger Jahren geführt haben und der schließlich im Dokument „Proposer la foi dans la société actuelle" („In der heutigen Gesellschaft den Glauben vorschlagen"), dem wegweisenden Brief der Bischöfe, mündete. Sie stellen sich darin der Erfahrung, dass religiöses Leben und christliche Kultur vie-

len nicht mehr (selbst)verständlich sind. Ihre Auseinandersetzung mit der Exkulturation des Christentums verdient Beachtung: Sie verurteilen niemanden, sie entwickeln keine Strategie, sondern sie bestimmen den Ort und den Auftrag der Kirche inmitten der gegenwärtigen Gesellschaft neu. In und von ihr lassen sie sich anfragen, was das Leben im Glauben ausmacht: „Wir können [...] die Augen nicht vor den besorgniserregenden Anzeichen eines Tiefstands religiöser Praxis [...] verschließen. Stellung und Zukunft des Glaubens selbst in unserer Gesellschaft sind in Frage gestellt. Allerdings: Das Wissen um das Ausmaß der Schwierigkeiten ist nicht immer ein guter Ratgeber ... Wir sind ohne Zögern bereit, uns als Katholiken in das kulturelle und institutionelle Gefüge der Gegenwart, das vor allem durch Individualismus und Laizismus gekennzeichnet ist, einzubringen. Wir lehnen jede Nostalgie nach vergangenen Epochen ab, in denen angeblich das Prinzip der Autorität unangefochten galt. Wir träumen nicht von einer unmöglichen Rückkehr zur so genannten Christentümlichkeit (chrétienté). Im Gefüge der heutigen Gesellschaft wollen wir die Kraft, die vom Evangelium als Angebot und Mahnung ausgeht, zur Geltung bringen, ohne zu vergessen, dass das Evangelium fähig ist, die Ordnung der Welt und der Gesellschaft in Frage zu stellen, wenn diese Ordnung unmenschlich zu werden droht. Kurz, wir meinen, dass die heutige Zeit für die Verkündigung des Evangeliums nicht weniger günstig ist als die vergangenen Zeiten unserer Geschichte.“ (I.1) „Selbst wenn die jetzige Situation zuweilen mühsam ist, so ist sie doch eine Chance, die wir nicht verpassen dürfen. Wir sind gehalten, gemeinsam zum Wesentlichen vorzudringen, zu dem, was unser Leben als Glaubende ausmacht.“ (I.3)

Die heutige Zeit ist für die Verkündigung des Evangeliums nicht weniger günstig als die vergangenen Zeiten unserer Geschichte.

Diese Konzentration auf das Wesentliche führt die Bischöfe schließlich zu drei unhintergehbaren Elementen des Glaubens und der Verkündigung: „Es scheint uns, dass wir nur dann zu Herz und Gewissen unserer Zeitgenossen sprechen können, wenn wir zeigen, (I.) wie eng die der Offenbarung eigene Botschaft die ‚Sache Gottes‘ mit der der Menschen verbindet, (II.) wie diese Offenbarung ermöglicht, der Prüfung und dem Skandal des Bösen entgegenzutreten, und (III.) inwiefern diese Glaubensbotschaft moralische Bezugspunkte zum Leben und Handeln beinhaltet.“ (Vorwort zum Zweiten Teil)

Schon die unverkennbare französische Note, die selbst aus der deutschen Übersetzung spricht, macht deutlich, dass eine Übernahme der Ergebnisse nicht einfach zu haben ist. Der Weg und die Schwerpunktsetzungen, für die „Proposer la foi“ steht, verdient vor dem Hintergrund der Milieustudie eine Relecture. In ähnlicher Weise wäre es auch für die Christen in Deutschland an der Zeit, den Fragen nachzugehen, wo wir stehen und was wir – vielleicht nur wir – heute zu sagen, zu tun und zu lassen haben. Das Einstehen für die Wirklichkeit Gottes,

das Widerstehen gegen Strukturen des Bösen und das Aufstehen für die Verbindung von Glaube und moralischen wie diakonischem Handeln könnten unhintergehbare Elemente unserer Botschaft sein – für Menschen in allen Milieus – und für die, die darin (noch) nicht abgebildet sind.

ZWEITER SCHRITT: NEUE WEGE ENTDECKEN

Wer den ersten Schritt persönlich, mit der Gemeinde oder im Bistum getan hat, braucht keine Angst mehr zu haben vor Zielgruppenorientierung und Milieuspezifikation. Unterschiedliche Formen des Glaubens sind nicht sein Ausverkauf, sondern Zeugnis seiner Lebensrelevanz. Die Kirche weiß das seit Jahrhunderten und es ist gut, sich von ihrer hohen Pluralitätskompetenz – weltkirchlich wie kirchengeschichtlich – auch heute wieder inspirieren zu lassen. Die Kirche in Bolivien ist dieselbe wie die in Kanada, Österreich und in Malaysia. Aber sie ist nicht die gleiche. Eine Kirche, die ihren Ort und Auftrag neu entdeckt hat, wird sich auch von alten Formen verabschieden und neue Formen entdecken. So wie sie es immer getan hat, wenn sie sich Menschen in fremden Kulturen geöffnet hat. Oder wenn sich die Zeiten und mit ihnen die Herausforderungen geändert haben.

Unterschiedliche Formen des Glaubens sind nicht sein Ausverkauf, sondern Zeugnis seiner Lebensrelevanz.

DAS MODELL „DAVID UND GOLIAT“

Symbolisch steht dafür eine altbekannte Geschichte aus dem Ersten Buch Samuel: Die Erzählung von David und Goliat (1 Sam 17,1–58). Das Heer der Israeliten steht den Philistern gegenüber. Jeden Morgen und jeden Abend erscheint Goliat, ein schwer bewaffneter Kämpfer, um einen Gegner zum Kampf herauszufordern. Keiner wagt es, diese Herausforderung anzunehmen. Um seine drei Brüder im Feld mit Proviant zu versorgen, kommt der Hirtenjunge David an die Front. Er kann nicht verstehen, warum dieser Philister die Schlachtreihen des lebendigen Gottes verhöhnen darf. Er möchte gegen ihn antreten. Du bist zu jung, antwortet ihm König Saul. Doch David hat Erfahrung: „Der Herr, der mich aus der Gewalt des Löwen und des Bären gerettet hat, wird mich auch aus der Gewalt dieses Philisters retten.“ Schließlich gibt Saul ihm seinen Segen. Und nicht nur den. Er zieht ihm seine Rüstung an: Komplett mit Helm, Panzer und Schwert. David versucht, ein paar Schritte zu gehen. Dann legt er sie wieder ab: „Ich kann in diesen Sachen nicht gehen. Ich bin nicht daran gewöhnt.“ Statt der Rüstung des Königs zieht er seine Schleuder und sucht sich fünf glatte Steine aus dem Bach. Wie die Geschichte ausgeht, ist bekannt.

Einer solch existenziellen Herausforderung, das zeigt die Erzählung, kann man nur selten mit einem „mehr desselben“ begegnen. Um bisher unbekannte Aufgaben zu „erledigen“, braucht es drei Tugenden: Vertrauen, Abrüsten und Steine Finden. In der Auseinandersetzung mit Milieus, die manch einem – der unscharfe Ver-

gleich sei gestattet – wie die Philister dieser Tage erscheinen mögen, denen das verunsicherte Volk Gottes mutlos gegenübersteht – sind diese drei Tugenden ebenfalls gefragt:

Es braucht das Vertrauen darauf, dass gerade die jungen und im kirchlichen Alltagsgeschäft – jedoch nicht im Glauben – unerfahrenen Menschen, die bisher nicht in der ersten Reihe standen, Entscheidendes beizutragen haben.

Vertrauen, Abrüsten und Steine finden.

Es braucht die Bereitschaft zur Abrüstung. Die Rüstung, die sich die Kirche in den vergangenen Jahrzehnten zugelegt hat und mit der sie manche Schlacht geschlagen hat, hat sie auch unbeweglicher gemacht. Doch es gibt heute nicht wenige Menschen, die in ihr nicht gehen können. Es wird also manches abgelegt werden müssen, was vor einiger Zeit noch (über)lebenswichtig war. Und die, die noch in ihr gehen können, haben es verdient, dass man die alte Rüstung würdig ablegt – und ihre Trauer versteht.

Das wird uns den Blick öffnen für die fünf Steine, mit denen die Kirche den Herausforderungen dieser Zeit entgegentreten kann.

Die Auseinandersetzung mit der Studie zu religiösen und kirchlichen Orientierungen in den Sinus-Milieus hat erst begonnen. Ihr sollte nicht nur eine weitere Differenzierung des Angebots folgen, sondern zuerst eine Auseinandersetzung mit der Frage nach der Orientierung der Kirche selbst. Denn wer nicht weiß, wohin er segeln will, für den ist kein Wind der richtige. ■

LITERATUR

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Den Glauben anbieten in der heutigen Gesellschaft. Brief an die Katholiken Frankreichs von 1996, Bonn 2000 (= Stimmen der Weltkirche 37).

Rolf Zerfaß, Mein Freund David, in: Baumgartner, Konrad / Garhammer, Erich (Hg.), Adam, wer bist du? Männer der Bibel bringen sich ins Wort, München 1999, S. 57–67.